

stizität und Eindringlichkeit. Recht viel Raum gewährt Gäbler der politisch-sozialen Umwelt, die Zwingli antraf und der Entwicklung des Reformators bis 1522. Zu Recht wird hier auch auf methodische Probleme und auf die schwierige Quellenlage hingewiesen. Für die anschließende Zeit liegt das Schwergewicht eher auf dem Werk, während die politische und soziale Entwicklung knapp, aber präzise und prägnant umrissen wird. Am ausführlichsten setzt sich Gäbler mit den theologischen Schriften auseinander, während die politischen Interventionen weniger Platz erhalten und überhaupt der politisch-soziale Denker Zwingli hinter dem Theologen Zwingli – wobei eine solche Scheidung natürlich in nuce gar nicht möglich ist – etwas zurücktritt. Auch das ist verständlich, wendet sich das Buch doch nicht primär an eine schweizerische Leserschaft, sondern wohl vor allem an eine deutsche, die – wenn überhaupt – zunächst einmal an der Kontrastfigur zu Luther interessiert ist. Dennoch bedauert man es, daß z. B. die Schrift «Was Zürich und Bern not ze betrachten sye» vom August 1531 überhaupt keine Erwähnung findet.

In allen Bereichen jedoch erweist sich Gäbler als souveräner Kenner der Materie und des Forschungsstandes. Der erfahrene Methodiker zeigt sich etwa in der Gestaltung der bibliographischen Hinweise: Jedem Kapitel ist eine Übersicht über die wichtigere Spezialliteratur beigelegt, während am Schluß des Buches in einer bibliographischen Übersicht die Bibliographien, Quellen- und Werkausgaben sowie die Gesamtdarstellungen vorgestellt werden. Zeittafel, Namen- und Sachregister erweisen sich als weitere wertvolle Hilfsmittel. Das übersichtlich gegliederte, klar und verständlich formulierte Werk ist eine «Einführung» im besten und doppelten Sinne des Wortes: Einerseits öffnet es auch dem zuvor völlig Unkundigen den Weg zu Zwingli, andererseits animiert es zur weiteren Beschäftigung mit dem Reformator Zürichs, vor allem auch zur Lektüre seines Werks.

*Helmut Meyer, Zürich*

*Kathrin Tresp-Utz*

### **Das Kollegiatstift St. Vinzenz in Bern**

von der Gründung 1484/85 bis zur Aufhebung 1528, Bern, 1985 (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 69), 280 S., ill. Fr. 72.–.

Wer die Literaturliste vorliegender Arbeit, einer Freiburger Dissertation, durchgeht, wird rasch feststellen, daß hier eine Forschungslücke geschlossen wurde. Über die Gründe, warum das Vinzenzstift in der Berner Geschichtsschreibung bisher vernachlässigt wurde, macht sich die Autorin am Schluß Gedanken: Es war wohl so etwas wie Verdrängung eines Unternehmens, das mit viel Aufwand innerhalb weniger Jahre aufgebaut wurde im Bewußtsein, daß Bern im Vergleich mit anderen Schweizer Städten hier im Rückstand war, dann aber mit

der Reformation einfach fallengelassen wurde. Die Arbeit ist klar dreigeteilt: Errichtung des Stiftes – seine Verfassung – seine Güter und ihre Verwaltung.

I. Der Bau des Münsters ab 1421 sollte der aufstrebenden Stadt und ihrem Territorium auch einen repräsentativen kirchlichen Mittelpunkt geben. Über ihre Niederlassung in Köniz waren aber die Deutschordensherren an der St. Vinzenzkirche in Bern zuständig. Doch gerade diese «Fremdlinge» wurden dem Rat immer mehr ein Hindernis, seine staatskirchlichen Positionen auszubauen. So entschloß er sich, den Deutschen Orden in Bern «auszubooten», gleichzeitig aber der Stadtkirche den äußeren Glanz eines weltlichen Chorherrenstiftes zu geben, dessen Propst die Pontificalien innehaben sollte. Ob dahinter auch die Absicht stand, aus dem Stadtstaat Bern mit der Zeit ein eigenes Bistum zu formieren, verneint zwar die Verfasserin aufgrund der Quellen; aber der Gedanke ist nicht ganz auszuschließen, wenn man bedenkt, daß zur Dotierung des Stiftes die verfügbaren kirchlichen Konzentrationspunkte der bernischen Landschaft durch Inkorporation aufgehoben wurden (Stift Amsoldingen, Frauenklöster Interlaken und Frauenkappelen, Priorate Münchenwiler, St. Petersinsel und Rüeggisberg, Propstei Därstetten, dazu die Pfarrkirche Ins; beim Versuch, die Priorate oder Abteien Grandson, Payerne, Filly, Bonmont, Lac-de-Joux und Romainmôtier zu inkorporieren, stieß Bern auf die Konkurrenz von Freiburg, das Inkorporationen für sein St. Nikolausstift betrieb). Durch diese Art der Dotierung ersparte sich die Aarestadt allzugroße eigene Kosten. Gewiß waren die meisten der genannten kirchlichen Institutionen in einem schlechten geistlichen Zustand, was den Antrag zu ihrer Liquidation bei den kirchlichen Behörden um so eher zu rechtfertigen schien. Die Gründung erfolge in einer «Geheimaktion» beim Papst und dem zuständigen Bischof von Lausanne, denn besonders der Deutsche Orden sollte vor vollendete Tatsachen gestellt werden, auch wenn nachher mit ihm eine Abfindung getroffen werden mußte.

II. Die Verfassung des Stiftes muß die Autorin besonders aus den Stiftsmanualen erschließen, da die Stiftsstatuten verloren sind. Hier kommen die Chorherren, das Stiftskapitel, die Dignitäten und Ämter sowie die Kapläne zur Sprache. Für Bern typisch kann hervorgehoben werden, daß die Chorherrenstellen auf Einheimische beschränkt blieben (der Rat nahm die Wahl bzw. die Präsentation vor). Nur bei den Ehrenchorherren, offensichtlich eine bernische «Erfindung», ging man über die Landesgrenzen hinaus, wobei politische Überlegungen den Ausschlag gaben. Was die Hochschulbildung der Kanoniker anbelangt, liegt Bern beim Durchschnitt anderer Stifte. Einem Pfründeninhaber blieb aber die sonst übliche Möglichkeit zu einem gleichzeitigen Universitätsstudium weitgehend versagt. Bern insistierte auf die Präsenzpflicht, um die Gottesdienste zu gewährleisten (der Gründungszweck lag ja gerade darin). Ausnahmen gestattete der Rat fast nur zu diplomatischer Tätigkeit im eigenen Auftrag oder Interesse. Hervorzuheben ist auch, daß in Bern Leute zum Zuge kamen, die an anderen Stiften keine Chance gehabt hätten, wo z. B. adelige Herkunft verlangt

wurde. In diesem Abschnitt ist auch viel Sozialgeschichtliches zu finden, was zu Vergleichen mit anderen Stiften anregt. Zu bedauern ist, daß die von der Verfasserin ausgearbeiteten Chorherrenbiographien nicht hier, sondern anderswo (Berner Zs. 46, 1984) veröffentlicht wurden.

III. Wie schon bei der Behandlung der Ämter zeigt sich der Einfluß des Rates besonders auch in der Güterverwaltung. Der Rat hat seine Gründung nie aus seiner Hand gegeben. Bedingt durch die Art und Weise der Stiftsdotierung lag der Besitz an Gütern, Zinsen und anderen Rechten weit zerstreut zwischen Bieler- und Brienersee, was sicher auch mitverursachte, daß das Stift mit seiner Güterverwaltung zeitweise in Schwierigkeiten geriet. Über die durch die Inkorporationen erlangten Patronatsrechte über Landkirchen trug das Stift auch einiges bei zur Verbreitung des Kultes des hl. Vinzenz, nicht zuletzt durch Fensterstiftung mit der Darstellung des Münsterpatrons.

IV. Im «Anhang» der Arbeit finden sich die durchgezählten Anmerkungen (oft sehr minutiös ausgearbeitet), das Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Glossar (wofür besonders Leser, denen mittelalterlich-kirchliche Begriffe fremd sind, dankbar sein dürften; hier ergeben sich aber auch einige Zweifel, z. B. Fronmesse, Vigil) und das Personen- und Ortsregister.

Die Darstellung endet mit der Reformation. Doch ist diese vorzügliche Geschichte des Berner Stiftes auch reformationsgeschichtlich insofern bedeutsam, als Stiftsgründung wie Reformation vom selben Willen getragen waren, das Heil zu sichern. Auch gingen Berchtold Haller und Thomas Wyttenbach aus dem Stift hervor. Im Amt des Prädikanten, das auch anderswo feststellbar ist, wird ein reformatorisches Anliegen «vorweggenommen». Ferner läßt sich auch die Kontinuität der staatskirchlichen Stellung der politischen Führung Berns ablesen, die man weiterführen könnte über den Pietistenprozeß am Ende des 17. Jahrhunderts bis hin zum Kulturkampf. *Lukas Schenker OSB, Mariastein*

*Peter Winzeler*

### **Zwingli als Theologe der Befreiung**

Basel, Friedrich Reinhardt Verlag, 1986 (Zeitbuchreihe POLIS, Neue Folge, Band 12), 113 S., kart., sFr. 12.80.

Das Buch Winzellers will kein Beitrag zur Erforschung von Zwinglis Theologie oder Politik nach ihren Grundzügen und zeitgeschichtlichen Verflechtungen sein. Vielmehr befragt der Autor, ausgehend von sozialpolitischen und sozial-ethischen Gegenwartsproblemen, zusammengefaßt unter dem Stichwort «Theologie der Befreiung», den Reformator Zwingli auf seine Grundhaltung hin. Seine Aussagen werden unter sehr verschiedenen Stichworten aktualisiert, ohne